

Lutz van Dijk

Die weite Welt

New York bis Kapstadt
Roman

QUERVERLAG

© Querverlag, Berlin 2026

Lektorat: Rainer Falk

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale

Gesamtherstellung: Finidr
ISBN 978-3-89656-365-1
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:
Querverlag GmbH
Akazienstraße 25, 10823 Berlin
www.querverlag.de | mail@querverlag.de

*„Unterschiede zwischen uns Menschen
sind wichtig, damit wir einander ergänzen,
nicht damit wir einander verachten ...
Und Armut können wir nur überwinden
mit Gerechtigkeit, nicht mit Wohltätigkeit.“*

*Desmond Mpilo Tutu (1931–2021),
südafrikanischer Erzbischof und Friedensnobelpreisträger*

Mit besonderem Dank an
Gesche (*1980) und Malte (*1977)
und ihre Familien, die für uns
in Südafrika und Deutschland
nun schon lange viel mehr
als nur meine „Patenkinder“ sind.

*Dieses Buch ist Prof. Carl-Heinz Evers (1922–2010)
und seiner Frau Micha Evers (1925–2011) gewidmet,
meinen Wahleltern.*

*Und Sive Maholwana (*2002),
unserem heute erwachsenen Sohn in Südafrika,
der einmal als Baby von drei Monaten zu uns kam
und als kleiner Junge
meinen Mann Perry Tsang und mich adoptierte.*

*„Als Menschen
füreinander da sein.
Darauf kommt es an:
Auf das Einfühlen in das Leben anderer,
besonders jener, die zunächst fremd erscheinen.
Auf das Zuhören,
ohne vorschnell zu bewerten.
Gegen Krieg und Unrecht auftreten,
unabhängig von Mehrheiten,
die schon eher in der Geschichte irrten.“
Carl-Heinz Evers*

Damals bis heute

Geht das? Den zweiten Teil meiner Lebenserinnerungen zuerst zu lesen?

Es geht, denn ursprünglich war keine Fortsetzung geplant. Sie entstand eigenständig:

Mehr eine Einladung zur Teilhabe an einem für manche vielleicht ungewöhnlichen Leben – als ein lückenloser Lebenslauf.

Mehr eine Ermutigung, was möglich ist, gerade auch in unfriedlichen und ungerechten Zeiten – als eine Abrechnung.

Es geht außerdem, weil sich Erinnerungen an ein Erwachsenenleben anderen Fragen zu stellen haben als Erinnerungen an eine Kindheit.

Damals als Kind: Was hat mich geprägt? Wie erfuhr ich Zuneigung oder Ablehnung? Was habe ich mir am meisten gewünscht?

Später bis heute als Erwachsener: Welche Entscheidungen traf ich warum? Was scheint auch im Nachhinein zu stimmen? Wo habe ich geirrt und wo bin ich trotz bester Intentionen gescheitert?

Beim Beantworten dieser Fragen habe ich mich bemüht, auch kontroverse Ansichten zu achten. In meiner Welt können auch und gerade verschiedene Ansichten nebeneinander im Dialog bestehen.

Nicht alle mir nahestehenden Menschen wurden beim Schildern von nunmehr 70 Jahren Leben angemessen erwähnt – zuweilen gerade, weil es einmalige Begegnungen waren. Manchmal habe ich Namen oder auch Situationen verfremdet, um Personen zu schützen, die ich aus unterschiedlichen Gründen nicht befragen konnte – mehr dazu am Ende des Buches unter „Menschen und Namen“ und „Worte des Dankes“.

Die Städte (und nun Buchkapitel) New York, Hamburg, Jerusalem, Amsterdam und Kapstadt sind gleichsam eine geografische Chronologie unkonventioneller Entscheidungen.

Bewusst berichte ich sowohl von sehr persönlichen Erlebnissen als auch von gesellschaftspolitischem Engagement in verschiedenen Lebensphasen. Sexualität spielt vor allem da eine wichtige Rolle, wo ich sie erst positiv für mich entdecken und dann verteidigen musste als Angehöriger einer so lange (und leider noch immer in vielen Weltteilen und nun teilweise auch wieder in Deutschland und den Niederlanden) verachteten sexuellen Minderheit.

Mein Leben als Suche nach einem aufrechten Gang zwischen Privatem und Öffentlichem – zwischen nicht aufzugebenden Werten von einfacher Menschlichkeit, Frieden, Gerechtigkeit, Vielfalt, auch materieller Bescheidenheit und einer immer wieder mächtigen, zuweilen scheinbar übermächtigen Realität.

Noch ein Unterschied zwischen Band 1 und 2 meiner Erinnerungen ist zu benennen, der die Sprache selbst betrifft:

Der erste Teil *Irgendwann die weite Welt* (2024) beschreibt – von der Geburt in Westberlin bis zum heimlich vorbereiteten Aufbruch mit 18 Jahren nach New York – eine sprachlose Zeit: mit sprachlosen Eltern, die die Nazizeit als kleine Kinder und Jugendliche erlebt haben, ohne darüber später je einfühlsam, gar miteinander, reden zu können. Die sich stattdessen gegenseitig anschreien und dann ebenso beharrlich schweigen. Traumatisiert für ein Leben.

Und ich, der zunächst ebenfalls sprachlose Junge, der anders fühlt als alle, die er kennt, sicherlich anders als sein älterer Bruder. Der nur deshalb nicht untergeht, weil er seine Sehnsucht nach einem anderen Leben (wie einer anderen Liebe) nicht verliert und, gewiss kein Zufall, zuerst bei denjenigen sucht, die auch nicht dazugehören. Bis er endlich voller Sehnsucht, gleichwohl ahnungslos, aufbricht in die weite Welt – mit einer erschummelten Arbeitserlaubnis für die USA.

Im zweiten Teil *Die weite Welt. New York bis Kapstadt* (2026) gibt es plötzlich viele Wörter, verschiedene Sprachen. Aber wie auswählen, wenn der Sinn der Worte und die Bedeutung der Sprachen erst langsam zugänglich und verstanden werden?

So fange ich an zu schreiben, in der nächtlichen Stille meiner Busfahrerunterkunft in einem Kaff bei New York, mehr noch ein Kritzeln erster eigener Worte in etwas, das nie ein Tagebuch werden will. Das dann jedoch in ebenso überraschender wie beglückender Weise hilft, jeden neuen Tag in fremder Umgebung besser zu verstehen. So wie die Menschen, die mir begegnen.

Diese Notizen, noch lange keine Literatur, lassen Fremdheiten überwinden und allmählich die Freiheit und Stärke des eigenen, unabhängigen Denkens wachsen. Der Klang erfundener, doch stimmiger Sätze kann guttun wie schöne Musik.

Alle anderen meiner über 50 Bücher haben ihre eigenen Hauptpersonen und Themen. Nun erzähle ich von meinen persönlichen Erfahrungen dahinter.

Lutz van Dijk

Amsterdam/Kapstadt, im Oktober 2025

New York

1974-1975

Die erste Nacht

Der von der Fluggesellschaft gemietete Bus von Baltimore, wo mein Flieger aus Brüssel notlanden musste, nach New York ist übertoll. Einige Fahrgäste müssen stehen und beschweren sich lauthals, aber vergeblich.

Auch ich habe keinen Sitzplatz und hocke auf meinem kleinen Rucksack im Gang. Nach zwei durchwachten Nächten übermannt mich erstmals die Müdigkeit. Aber es ist kein wirklicher Schlaf, mehr ein Vor-sich-Hindämmern mit plötzlichem Aufwachen bei jedem Rucken und Rumpeln des Busses.

Doch weiterhin bin ich vor allem überglücklich: Ich habe es geschafft! New York – ich komme!

Ich weiß nicht mehr, über welche Brücke wir Manhattan ansteuern. Aber es ist unübersehbar und so, wie ich es von berühmten Fotos kenne, beinahe vertraut: die Skyline der Wolkenkratzer.

Und dann sind wir auch schon mittendrin: Ab der ersten Avenue, die wir befahren, sind die Dächer bereits nicht mehr durch die Busfenster zu erkennen, so hoch, so riesig.

Neben mir auf dem Sitzplatz zum Gang beklagt sich eine dickliche, ältere Dame auf Niederländisch ebenfalls über den vollen Bus. Auf dem Platz zum Fenster sitzt ein junger Mann mit Afro-Mähne, der lacht, als er meine Mühen wahrnimmt, etwas von draußen zu sehen.

Er lehnt sich zurück und signalisiert mir mit erhobenem Daumen Verständnis für meine Neugier. Wir lachen einander zu.

Noch viel länger könnte ich diese kostenlose Stadtrundfahrt genießen, doch auf einmal biegen wir in einen riesigen Busbahnhof ein: „Grand Central Station!“, schallt es aus den Lautsprechern, und alles drängt zu den zwei Türen am Kopf und in der Mitte des Busses.

Ich kann gerade noch meinen Rucksack packen, dann stehe ich mit beiden Füßen auf einer Art Bahnsteig. New York,

denke ich, das ist New York. Meine Füße und ich – wir sind in New York.

Die meisten Fahrgäste warten auf ihre Koffer, die der mürrische Busfahrer aus dem Gepäckraum zerrt. Ich habe keinen Koffer und schaue mich einfach um.

Ich weiß, dass sich der zentrale Busbahnhof in der 42. Straße von Manhattan befindet, denn ich habe von Ginas Freund aus dem Reisebüro diese Adresse und die einer studentischen Arbeitsvermittlung mitbekommen.

Das Büro des Jobcenters ist in der 36. Straße. Das werde ich finden. Eine große Wanduhr in der riesigen Halle zeigt an, dass es erst kurz nach zwei Uhr nachmittags ist.

Da steht er plötzlich wieder vor mir: der junge Afro-Mann aus dem Bus, der auch schon im Flugzeug gewesen sein muss, wo ich ihn aber nicht bemerkt habe.

„Woher kommst du?“, spricht er mich in einem Englisch an, dessen Akzent ich nicht deuten kann.

„Aus Berlin“, antworte ich.

„Und wo willst du hin?“, fragt er mit einem Lächeln.

Ich überlege einen Moment, aber dann vertraue ich ihm. „Weiß noch nicht“, entgegne ich ehrlich. Mir kommt eine Idee: „Kennst du die 36. Straße?“

Er nickt und zeigt irgendwohin nach draußen. „Ich muss in die andere Richtung“, meint er und zögert noch einen Moment, bevor er loszieht: „Vielleicht können wir uns mal wiedersehen?“

Ich nicke. Er ist der erste Mensch, der mit mir in Amerika spricht, den ich vielleicht in New York besser kennenlernen kann – und der sich hier offensichtlich schon auskennt.

Er zieht ein Notizbuch aus der Hosentasche, reißt eine Seite heraus und notiert eine lange Nummer: „Kannst ja mal anrufen, wenn du willst. Ich heiße Bob und komme aus Haiti, war aber schon öfter hier.“

Dann lacht er wieder.

Ich nenne ihm meinen Namen. Wir schütteln einander die Hand, als würden wir uns schon länger kennen. Den Zettel schiebe ich in meinen Brustbeutel zu den letzten 50 Dollar,

die nach dem Kauf des One-Way-Tickets von Brüssel nach New York übrig sind.

Wir nicken einander noch mal freundlich zu. Er bricht als Erster auf.

Ich schultere meinen Rucksack, gehe erst noch auf ein öffentliches Klo, auch um Wasser zu trinken, und mache mich dann auf in die Richtung, die Bob mir gewiesen hat.

Die Straßennummern werden immer niedriger, ich bin also auf dem richtigen Weg. Ich gehe langsam, auch weil es so viel zu sehen gibt. Auf den Straßen lauter gelbe Taxis, viel mehr als gewöhnliche Autos. Die anderen Fußgänger, die es fast alle eilig zu haben scheinen.

Einige dagegen wirken verloren, reden mit sich selbst. Niemand erwidert meine neugierigen Blicke.

Ich bin nicht verloren und finde tatsächlich die 36. Straße. Wo ist jetzt nur die Hausnummer 5020 East? Muss ich nach links oder rechts abbiegen? Rechts sind mehrere kleine Läden, Gemüse, Getränke und dazwischen ein *Kentucky Fried Chicken*, wie es sie inzwischen auch in Westberlin gibt. Ich spüre Hunger, ziemlich stark, aber wirklich erst jetzt. Der billigste Burger kostet einen Dollar. Ich kaufe zwei.

„Was zum Trinken?“, fragt die junge Frau hinter der Theke. Vielleicht ist das auch ein Studentenjob?

Ich schüttele den Kopf. Keine Ahnung, wie lange meine 50 Dollar reichen müssen. Etwas im Magen zu haben, tut gut.

Und meine Glückssträhne hält an: Als ich wieder auf die Straße trete, sehe ich am Hochhaus gegenüber ein Schild mit der Nummer 5040 East. Die Nummer, die ich suche, ist nur gut 20 Meter weiter.

Auf einer Tafel steht: „7th floor – Students Job Center“. Am Eingang muss ich einem uniformierten Wachmann meinen Pass zeigen, den er nicht weiter kontrolliert.

Er fragt: „Student?“

Ich nicke: „Ja, im siebten Stock!“

Und bin drinnen.

Vor dem Fahrstuhl stehen mehrere junge Frauen und Männer, die meisten wohl etwas älter als ich, aber nicht viel. Sicher echte Studentinnen und Studenten.

Fast alle steigen im siebten Stock aus, wobei wir schieben müssen, denn der lange Gang vor uns ist bereits überfüllt mit drängelnden Menschen. Was auf den ersten Blick wie völliges Chaos erscheint, hat jedoch Struktur: Bald kapiere ich, dass einige Büros nur für US-amerikanische Studenten sind, die anderen für Ausländer wie mich.

Das Drängeln hört nicht auf. Zu meinem Pech schubst mich jemand gegen die Wand, was meinen billigen Rucksack zum Platzen bringt. Auf dem Boden um mich herum verstreut liegt meine ebenso billige Wäsche.

Eilig versuche ich, sie wieder einzusammeln, aber der Rucksack ist hin, noch bevor ich richtig in Amerika angekommen bin. Eine junge Frau wirft mir eine Plastiktüte zu, in die ich eilig alles hineinstopfe. Als ich ihr danken will, ist sie schon in einem der Büros verschwunden.

Über Lautsprecher im Flur kommen Durchsagen, die ich allmählich verstehe: „Putzkraft in Queens, Büro 4“, zum Beispiel. Oder: „Tankstellenhilfe in Brooklyn, Büro 2.“

Soll ich mich jetzt einfach melden und in die angegebenen Büros gehen?

Aber da stehen immer bereits viele andere, nun etwas geordneter in Reihen – und Vordrängeln traue ich mich schon gar nicht. Also halte ich meine Tüte umklammert und lehne mich gegen eine Wand.

Mein Gefühl nimmt zu: Das wird nie was. Ich habe keine englischen Zeugnisse, selbst mein Führerschein ist auf Deutsch. So stehe ich da und grüble.

Wertvolle Zeit vergeht.

Plötzlich eine schrille Klingel. Keine Durchsagen mehr.

Feierabend.

Und ich war nicht mal in einem der Büros. Einige warten nicht auf den übervollen Fahrstuhl und laufen durchs Treppenhaus nach unten, sieben Stockwerke.

Meine Armbanduhr zeigt kurz nach 18 Uhr. Ich bleibe zunächst weiter an die Wand gelehnt und lasse alle um mich herum abziehen.

Wo soll ich jetzt hin? Wo die erste Nacht verbringen? Ob das auf dem Busbahnhof geht, wenn ich so tue, als würde ich auf einen Nachtbus warten?

Da sehe ich, dass direkt neben mir eine Holztür in einen winzigen Abstellraum führt. Die Tür ist unverschlossen. Durch einen vorsichtig geöffneten Spalt erkenne ich Besen, Eimer und anderes Putzzeug. Niemand beachtet mich. Jeder will nur raus, bevor die schwere Haupttür am Eingang zur Arbeitsvermittlung abgeschlossen wird.

Als es um mich immer leerer wird, nutze ich die Gunst des Augenblicks: In weniger als einer Sekunde verschwinde ich in der Putzkammer und ziehe die Tür von innen zu. Es ist stockdunkel.

Ich bereite mich darauf vor, dass gleich einer der Wachleute die Tür aufreißen, mich am Kragen packen und rauschmeißen wird. Aber nichts passiert. Es wird ruhiger und ruhiger.

Und irgendwann ist es still.

Vorsichtig öffne ich die Holztür. Als ich gerade herauskommen will, höre ich jemanden die Eingangstür wieder aufschließen. In letzter Sekunde ziehe ich mich ins Dunkel des kleinen Raums zurück.

Doch nur einen Augenblick später geht die Tür auf – und eine ältere, farbige Frau im Kittel schaut mich an. Sie ist dünn, kleiner als ich. Unerschrocken murmelt sie mehr zu sich als zu mir: „*Oh no, not again!*“ Dann aber schaut sie mich doch an.

Mir fällt nichts anderes ein, als „*Sorry!*“ zu stottern und meine Plastiktüte fest an mich zu pressen.

„Wie alt bist du?“, fragt sie.

Ehrlich sage ich ihr mein Alter.

Sie ist eindeutig lebensweise und konstatiert: „Du bist gar kein Student, nicht?“

Ich nicke. Ihr was vorzumachen, geht gar nicht.

Sie kramt in ihrer Kitteltasche und holt einen Apfel heraus: „Hier, iss mal was. Du bist ja noch dünner als ich.“ Dabei lächelt sie.

Wahnsinn! Sie ist gar keine Putzfrau, sondern ein Engel.

Dankbar beiße ich in den Apfel und setze mich auf eine Holzbank vor einem der Büros. Schließlich frage ich sie in meinem Schulenglisch: „Darf ich ein Klo benutzen?“

Sie weist auf Toiletten am Ende des Ganges.

Ich lasse meine Plastiktüte auf der Bank liegen und erreiche das Klo in letzter Minute.

Danach setze ich mich wieder artig auf die Bank und schaue zu, wie sie mit einem Staubsauger in einem der Büros verschwindet, ohne mich weiter zu beachten.

Um mich nützlich zu machen, packe ich einen Besen, fege zerknülltes Papier und andere Abfälle auf dem Flur zusammen und schmeiße danach alles in einen Müllsack beim Ausgang.

Als sie aus dem ersten Büro kommt und mich sieht, lächelt sie wieder und sagt: „Mein Sohn war so alt wie du – und genauso dünn.“

Ich traue mich nicht zu fragen, was aus ihrem Jungen geworden ist.

Nach einer kurzen Pause fege ich weiter, und sie zieht mit dem Staubsauger ins nächste Büro. Nach etwa einer Stunde gibt es auf der ganzen Etage nichts mehr zu fegen und zu saugen.

Sie stellt sich wieder vor mich hin, eine etwas schmutzige Decke in der Hand: „Hier, die kannst du auf der harten Bank unterlegen. Ich schließe dich jetzt hier ein und komme morgen früh um sechs Uhr wieder. Dann musst du verschwinden, bis hier alles um acht Uhr öffnet. Einverstanden?“

Ich kann mein Glück kaum fassen. Wieso vertraut sie mir?

„Einverstanden!“, strahle ich sie an.

Kurz scheint es, als wollte sie mich umarmen. Sie lässt es dann aber sein und sagt nur leise: „Bis morgen!“

Ich bin überglücklich. In einem Kühlschrankschrank in einem der Büros finde ich sogar eine halbvolle Flasche Cola und ein leicht vergammeltes Käsebrot, das aber noch genießbar ist.

Wenig später geht die Sonne unter. Der blutrot gefärbte Horizont, ein Kunstwerk.

Noch lange stehe ich vor einem der Fenster und schaue fasziniert auf das sich entfaltende Lichtermeer von Manhattan um mich und unter mir.

Meine erste Nacht in New York, New York.

Stimmen zu *Die weite Welt*

„Das zeichnet Lutz van Dijk aus: In seinem Lebenswerk hat er sich weit über die eigene Betroffenheit als schwuler Mann hinaus engagiert – für andere sexuelle Minderheiten, für benachteiligte Kinder, aber auch gegen Missstände und Unrecht hierzulande wie in seiner Wahlheimat Südafrika. In *Die weite Welt* legt er davon beeindruckend Zeugnis ab.“

Dr. Claudia Schoppmann, Historikerin, Berlin

„*Die weite Welt* ist nicht nur die Lebenserinnerung eines schwulen Aktivisten der ersten Stunde, sondern auch eine wertvolle, differenzierte Reflexion über Erfolge und Niederlagen der letzten 50 Jahre. Unbedingt lesen!“

Prof. Dr. Martin Dannecker, Sexualwissenschaftler, Berlin

„Ich kenne Lutz van Dijk seit meiner Kindheit. Wie er in *Die weite Welt* anschaulich berichtet, gab er seinen Traum von mehr Menschlichkeit nie auf. Damit hat er Generationen Mut gemacht. Auch mir.“

Jesse Hawkes, Sänger und Schauspieler, New York

„*Die weite Welt* ist wichtig, weil hier verständlich wird, wie ein Mensch ein so ungewöhnliches Leben führen kann, aber doch immer bereit ist, sich für eine bessere Welt einzusetzen. Bedeutsam gerade heute!“

Karen Polak, Pädagogin am Anne-Frank-Haus, Amsterdam

„Lutz van Dijk ist ein nonkoloniales Vorbild für mich wie für viele von uns in Südafrika. Was für ein spannendes Leben! Bei seinem Einsatz für Gerechtigkeit hat er mehr als einmal alles riskiert. In *Die weite Welt* berichtet er viel zu bescheiden.“

Sonwabiso Ngcowa, Autor von *Nanas Liebe*,
Sozialwissenschaftler, Kapstadt

„Was ich von Lutz van Dijk gelernt habe und was nun auch in *Die weite Welt* wunderbar deutlich wird: Grenzüberschreitungen sind möglich und weisen uns oft den Weg zu Frieden und Gerechtigkeit. Uns abzugrenzen oder gar andere auszugrenzen dagegen vertieft meist nur Gräben.“

Daniel Gaede, ehemaliger pädagogischer Leiter
der Gedenkstätte Buchenwald, Weimar

„Von Anfang an war Lutz van Dijk bei Queeramnesty an unserer Seite. In *Die weite Welt* wird deutlich, wie er sich für sexuelle Minderheiten auch dort engagiert, wo es noch am schlimmsten ist: mutig, beharrlich, aber immer auch freundlich gegenüber Andersdenkenden.“

Naana Lorbeer und Stephan Cooper, Queeramnesty, Berlin



Lutz van Dijk

Irgendwann die weite Welt

Roman

978-3-89656-346-0

216 S., € 16 [D]

Westberlin. Alle wollen dahin. Einer will weg, so weit wie möglich. Ein Junge auf der Suche nach Freundschaft, Liebe und Sex – und schließlich der weiten Welt.